Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 42 (1986)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REZENSIONEN

Lawrence H. Schiffman, WHO WAS A JEW? RABBINIC AND HALAKHIC PERSPECTIVES ON THE JEWISH—CHRISTIAN SCHISM, Hoboken/New Jersey: Ktav Publishing House 1985, XII, 131 S. 8°. $ 8.95 (pbk).

Wohl niemand wird behaupten wollen, dass die Frage nach den Ursachen der Trennung von Judentum und Christentum und damit zugleich die Frage, warum und seit wann Juden in Christen nicht mehr Glieder der jüdischen Gemeinschaft zu sehen vermochten, wo doch die ersten Christen sämtlich Juden waren, zu den in der Forschung vernachlässigten Themen gehört. Gleichwohl ist Schiffmans hier vorzustellende Studie mehr als nur eine die Liste der diesbezüglichen Abhandlungen um eine Position verlängernde Publikation. Sicher ist die Aufgabe, die sich Schiffman darin gestellt hat, nämlich zu erklären, warum aus der Sicht des rabbinischen Judentums das Christentum «a separate religion» wurde, «whereas all the other Jewish sects and ideologies of the Second Commonwealth remained within the Jewish fold regardless of how radical they may have been» (S.4), die auch sonst allenthalben gestellte; indessen ist der Weg, den er beschritten hat, um eine befriedigende und überzeugende Erklärung dafür zu finden, ein durchaus anderer als der gewöhnlich beschrittene, und eben darin liegt der Wert der vorliegenden Untersuchung. Ausgangspunkt derselben ist für Schiffman nicht die Aufhellung der soziohistorischen Umstände und Bedingungen des jüdisch-christlichen Schismas, auch nicht der theologischen, besser: möglichen theologischen Gründe desselben, sondern die Beantwortung der Titelfrage: Who was a Jew? Denn um erklären zu können, warum von einem bestimmten Zeitpunkt an Juden in Christen keine Glieder der jüdischen Gemeinschaft mehr sehen konnten, muss zuerst einmal präzise bestimmt werden, wer denn nach der frührabbinischen Halakhah als Jude galt bzw. wer nicht (mehr) als Jude angesehen werden konnte. (Nebenbei bemerkt, liefert Schiffmans Buch zugleich auch manches Argument für die heute viel verhandelte Frage: Wer ist ein Jude? Doch um kein Missverständnis darüber aufkommen zu lassen, dass es ihm ausschliesslich um die historische Problematik dieser Frage hier zu tun ist, hat er seine Titelfrage mit Bedacht «Who *was* a Jew?» formuliert!)

Gestützt auf eine ebenso sorgfältige wie behutsame Auswertung aller relevanten rabbinischen Quellen, als deren hervorragender Kenner sich Schiffman durch eine Reihe von Arbeiten ausgewiesen hat, analysiert er der Reihe nach die von den Rabbinen formulierten Bedingungen für das Judesein, d.i. «Jude durch Geburt» (S.9ff.79ff) oder «Jude durch Konversion» (S.19ff.82ff), die durch Erfüllung von vier Forderungen möglich war, nämlich durch (1) Annahme der Torah, (2) Beschneidung der männlichen Konvertiten, (3) rituelles Bad und (4) Darbringung eines Sühnopfers (welches nach der Tempelzerstörung allerdings nicht mehr gefordert wurde). Wie die Quellen belegen, sind diese Bedingungen für das Judesein bereits vor der Entstehung des Christentums in Kraft gewesen, und an ihnen haben die Rabbinen dann auch die jüdische Identität der ersten Christen, der Judenchristen wie der Heidenchristen gemessen (S.39). Wer immer die genannten Bedingungen erfüllte, behielt seinen Status als Jude, selbst im Falle er ein Häretiker oder Apostat war (S.41ff.90ff). Auch die ersten Christen, sofern sie Juden-Christen waren, galten den Rabbinen daher als Juden (S.51ff.94ff). Zwar bezeugen die Einführung der *birkat ha-minim* ebenso wie die seit dem Ende des 1.Jh. belegten Beschränkungen im Umgang mit *minim* die beginnende Trennung zwischen Judentum und Christentum; dennoch schloss die Halakhah auch die als *minim* qualifizierten Judenchristen nicht aus der jüdischen Gemeinschaft aus: «the Rabbis continued to relate to the Jewish Christians as Jews who went astray but whose identity as Jews was unquestionable» (S.73). Was am Ende den Bruch zwischen Judentum und Chritentum bewirkt hat, ist nach Schiffman der Bar-Koch-

ba-Aufstand, dessen Folgen die Halakhah reflektiert (S.75ff.103). Demnach war es die Proklamation Bar Kochbas als Messias, die die Judenchristen, für die Jesus und nur er der Messias war, die Beteiligung am jüdischen Krieg verweigern liess, die wiederum ihre jüdische Identität in Zweifel zog. Ferner bewirkte das römische Verbot der Beschneidung, vor dem Aufstand erlassen, nach ihm durchgesetzt, dass Nichtjuden nicht mehr zum Judenchristentum konvertierten, sich vielmehr jene Christen bestätigt sahen, für die die Beschneidung ohnehin ein theologischer Irrweg war und nun ihrerseits die Judenchristen wegen ihres Festhaltens an den Bedingungen jüdischer Identität als *Judaizantes* brandmarkten, was sie gleichsam exkommunizierte und das Judenchristentum zur Bedeutungslosigkeit degradierte. In dem Masse aber, in dem sich die Rabbinen nun einem Christentum gegenübersahen, das von Heidenchristen dominiert wurde, die «never converted to Judaism through the legal requirements (...) the Rabbis ceased to regard the Christians as a group of Jews with heretical views and Christianity as a Jewish sect. Rather, the Rabbis began to regard the Christians as members of a separate religious community, and their teachings a perversion of the biblical tradition» (S.77f). Die Trennung zwischen Judentum und Christentum war in dem Augenblick vollzogen, in dem die Anhänger des Christentums nicht mehr den an die Definition jüdischer Identität geknüpften Bedingungen entsprachen. Ein halakhisches Problem also ist die Trennung von Judentum und Christentum!

S. Schreiner

E.M. Meyers et J.E. Strange, LES RABBINS ET LES PREMIERS CHRETIENS. ARCHEOLOGIE ET HISTOIRE. Paris, Edition du Cerf 1984 (= Collection: Etudes annexes de la Bible de Jérusalem).

Den Verfassern zufolge ist dieses von Jean Prignaud aufgrund der Originalausgabe *Archeology, The Rabbis and Early Christianity* (Nashville, Tennessee) übersetzte Werk nicht nur für Nicht-Spezialisten, sondern auch für Wissenschaftler bestimmt. Das einleitende Kapitel beginnt mit einer Kritik der für das Studium des Judentums und des Christentums benützten Methoden und Dokumente. Die Verfasser empfehlen ihrerseits das Heranziehen nicht-literarischer Quellen, vor allem die Benützung der archäologischen Erkenntnisse.

Im zweiten Kapitel: «*Le cadre culturel de la Galilée: le problème du régionalisme et du judaïsme palestinien primitif*» (Der kulturelle Rahmen Galiläas, das Problem des Regionalismus und des ursprünglichen palästinensischen Judentums) rechtfertigen E.M. Meyers und J.E. Strange ihre Wahl durch die Unmöglichkeit, auch jetzt noch zu identifizieren, was einen ausschliesslich christlichen Charakter trägt. Sie konzentrieren demnach ihre Untersuchungen auf das galiläische Judentum und seine Umgebung, (zeigen sich aber reserviert hinsichtlich der Eigenart *eines* galiläischen Judentums). In diesem Zusammenhang gehen sie auf einige Galiläa betreffende historische Fragen ein, sowie auf die Funktion der Topographie in den Untersuchungen über diesen Landstrich. Das erlaubt ihnen, für den grössten Teil der öffentlichen Wirksamkeit Jesu in Unter-Galiläa ein kosmopolitisches und polyglottes Milieu zu bestimmen, das allerdings starke jüdische Werte bewahrt hat.

Im nächsten Kapitel, das den Titel trägt: «*Le contexte du christianisme ancien et du judaïsme palestinien*» (Der Raum des alten Christentums und des palästinensischen Judentums), beleuchten die Verfasser die neuen archäologischen Erkenntnisse über Jerusalem, Nazareth und Kapernaüm, in der Absicht, «den Kontext zu verstehen, in dem das rabbinische Judentum und das Urchristentum entstanden sind».

Nach einem historischen Überblick über die hauptsächlichen Ereignisse innerhalb derer die sprachlichen Veränderungen vor sich gegangen sind, folgt im 4. Kapitel, «*Les lan-*

gues parlées dans la Palestine romaine» (Die im römischen Palästina gesprochenen Sprachen) eine Analyse der Kategorie von Dokumenten, die in den wichtigsten Sprachen der in Frage stehenden Periode abgefasst sind: Hebräisch, Aramäisch, Griechisch und Lateinisch. Diese Kategorien werden durch den Gebrauch bestimmt, den man von diesen Sprachen machte, sowie in Funktion derer, die sich ihrer bedienten. Was den Gebrauch des Griechischen in Palästina im 2.Jahrhundert angeht, ist zu bedauern, dass man die Entscheidung Gamaliels II. unerwähnt lässt, die Hälfte seiner Schüler Hebräisch und die andere Hälfte Griechisch lernen zu lassen.

Das 5. Kapitel träft den Titel: «*Les pratiques funéraires juives, les conceptions juives de l'au-delà et les témoignages du christianisme primitif*» (Die jüdischen Begräbnisssitten, die jüdischen Vorstellungen vom Jenseits und die Zeugnisse des Urchristentums) und stützt sich hauptsachlich auf die von der Art der Bestattung abgeleiteten Gewohnheiten, sowie auf die Inschriften der «Gräber» von Beth Sche'arim (ungefähr 80 Prozent der Inschriften sind in griechischer Sprache abgefasst!). Die Verfasser erwähnen das Auftreten des Sarges als «individuelles, für den Toten bestimmtes Aufnahmegerät» bei den jüdischen Bestattungssitten und die Bedeutung der Zweitbestattungen (oder Wiederbestattungen), während die Inschriften die Entwicklung der Jenseitsvorstellungen widerspiegeln. Doch ist es sowohl vom Grabschmuck wie von den Inschriften her gesehen äusserst schwierig, zwischen rein jüdischen und judenchristlichen Elementen zu unterscheiden. Diese Schwierigkeit, urchristliche Spuren festzustellen, wird im 6. Kapitel ins Licht gerückt, das den Titel trägt: «*Vestiges du christianisme primitif; les églises de Terre Sainte*» (Spuren des Urchristentums: die Kirchen im Heiligen Land). Die Verfasser versuchen in diesem Kapitel, ausgehend von den konstantinischen Bauten, zu den älteren christlichen Spuren vorzudringen; sie stützen sich dabei auf die Permanenz der Kultstätten. Die Höhlenkirchen der christlichen Tradition sind ebenfalls von Interesse für diese Untersuchung.

Was die palästinensischen Synogogen anbetrifft, — ursprünglich wahrscheinlich einfache Betsäle und dann später, den Verfassern zufolge, eigene Bauten, — so zeigt das 7. Kapitel ihre Verschiedenheit und die diversen architektonischen Konzeptionen in ihrem Entwicklungsgang auf: Basiliken, «breitgebaute Räume» und mit einer Apsis ausgestattete Synagogen. Der figürliche Schmuck der Synogogen wird vom Standpunkt seines Verhältnisses zum 2. Gebot behandelt.

Die Bedeutung des Israellandes in der rabbinischen Theologie kommt im letzten Kapitel zur Sprache: «*L'attachement à la Palestine chez les Juifs et chez les chrétiens*» (Die Anhänglichkeit an Palästina bei den Juden und bei den Christen): das Land ist nicht nur das der Gottsgabe und der biblischen Geschichte, sondern auch das Verheissene Land der Messiaszeit. Darüber hinaus behandelt ein grosser Teil der gesetzgeberischen Literatur des jüdischen Volkes Situationen, die nur in Palästina auftreten können. Andererseits sind aber auch die urchristlichen Traditionen sehr stark im Land verwurzelt und sind im Laufe der Jahrhunderte ausschlaggebend geworden für die Existenz zahlreicher Wallfahrten.

Die Schlussfolgerung der Verfasser ist ein — unserer Meinung zufolge berechtigtes und bereits in die Praxis umgesetztes — Plädoyer für die Benützung, auf dem Gebiete der Religionsgeschichte, der archäologischen, künstlerischen und anthropologischen Gegebenheiten, zusätzlich zur unumgänglich notwendigen literarischen Dokumentation. Die Lektüre dieses Buches ist dazu angetan, bei dem jungen Wissenschaftler den Sinn für diese vielfältigen Disziplinen zu wecken. Die chronologischen Tabellen, Landkarten, Synagogen- und Kirchenpläne ergänzen in nützlicher Weise diesen Band, dem man allerdings den Vorwurf machen kann, der Bibliographie in englischer Sprache einen allzugrossen Platz im Verhältnis zu französischen und deutschen einschlägigen Veröffentlichungen einzuräumen.

M. Petit, Übersetzung: K. Hruby

Aryeh Kasher: THE JEWS IN HELLENISTIC AND ROMAN EGYPT. The Struggle for Equal Rights, Texte und Studien zum Antiken Judentum 7 (hrsg. von Peter Schäfer und Martin Hengel), J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1985, XVIII + 424 Seiten, DM 148,—. ISBN 3-16-144829-4.

Am Beginn dieses Buches stand eine Dissertation, die 1972 an der Universität von Tel Aviv unter den Professoren J. Efron und S. Applebaum abgeschlossen wurde. Eine hebräische Fassung erschien 1978. In die englische Ausgabe würden die neuesten Entdeckungen und Veröffentlichungen eingearbeitet. Das Hauptanliegen Kashers ist eine neue Deutung des jüdischen Kampfes um politische Gleichberechtigung in Alexandrien, der zweitgrössten Stadt des römischen Reiches. Im Gegensatz zur Neuzeit war die Diaspora in der hellenistischen Epoche kein ausschliesslich jüdisches Phänomen. Das ptolemäische und dann auch das römische Ägypten stellte ein Ziel von Immigranten verschiedenster Nationalität dar. Kasher bezieht diesen historischen Hintergrund ein, während frühere Forscher die alexandrinischen Verhältnisse zu sehr nach der Analogie der Judenemanzipation des 18. und 19. Jahrhunderts zu verstehen versuchten. Danach erschienen die alexandrinischen Juden als nationale Minderheit, die voll in die alexandrinische Bürgerschaft integriert werden wollte. Doch die politische Organisation war damals so untrennbar mit dem städischen Kult verbunden, dass einfache Eingliederung Apostasie bedeutet hätte. Die Juden strebten deshalb nach Kasher die Gleichberechtigung in der Form der Gleichbehandlung zweier getrennter politischer Körperschaften an. Neben die griechische *polis* sollte das jüdische *politeuma* treten und ihr nicht etwa untergeordnet werden. Die Juden kämpften also um die direkte Abhängigkeit von der Zentralgewalt (ob Ptolemäer oder Römer) und gegen eine einfache Eingliederung in die *polis*.

Diese These führt Kasher mit grosser Gründlichkeit und subtiler Quellenbeherrschung durch. Er gibt einen Überblick über die Geschichte der ägyptischen Juden bis zum Aufstand unter Trajan (115-117 nChr.). Weiter beschreibt er ihre Schichtzugehörigkeit in ptolemäischer und römischer Zeit sowie die besondere Organisationsform der Juden in den ägyptischen Landgebieten. Die politische Verfassung Alexandriens wird eingehend dargestellt und die Bedeutung des Ausdrucks «Alexandriner» in den Papyri analysiert. Eigene Kapitel sind der Beschreibung der alexandrinischen Juden bei Philo, Josephus, in anti-jüdischer Literatur und im Talmud gewidmet. Von besonderem Interesse ist die Behandlung des Briefes von Kaiser Claudius, den er im Jahr 41 nChr. wegen griechisch-jüdischer Konflikte nach Alexandrien schrieb (CPJ II Nr. 153). Die dort erwähnten jüdischen Einwanderer aus Syrien, die Unruhe zu stiften drohen (Z. 96-100), hält Kasher für Zeloten (323). Er diskutiert nicht die von anderen Forschern vorgeschlagene Möglichkeit, dass es sich um judenchristliche Missionare handelte (vgl. F.F. Bruce, Zeitgeschichte des Neues Testaments II: Von Jerusalem bis Rom, Wuppertal 1976, 93-96). Auf jeden Fall hat C.H. Roberts (Manuscript, Society and Belief in Early Christian Egypt. Oxford 1979) wahrscheinlich gemacht, dass schon bald nach dem Beginn der Urgemeinde von Jerusalem aus eine judenchristliche Gemeinschaft in Alexandrien entstand. So ist das Buch von Kasher ganz abgesehen von seiner Bedeutung für die Judaistik auch für alle diejenigen interessant, die sich mit der Soziologie des Urchristentums beschäftigen. Dabei ergeben sich nicht bloss indirekte Vergleichsmöglichkeiten, sondern manchmal auch direkte Einsichten wie bei der Bedeutung der jüdischen Handwerksorganisation für die paulinische Missionsarbeit. (353).

R. Riesner

Haïm Vidal Sephiha, LE LADINO (JUDEO—ESPAGNOL CALQUE): STRUCTURE ET EVOLUTION D'UNE LANGUE LITURGIQUE. I. THEORIE DU LADINO; II. TEXTES ET COMMENTAIRES. 2 Bde. Paris 1979.

Die Veröffentlichung dieser der Universität *Sorbonne Nouvelle* (Paris III) vorgelegten, 190 + 469 S. umfassenden Dissertation enthält — aus finanziellen Gründen — nicht den 3. Teil (552 S.) mit verschiedenen Nachträgen. Schon allein der Umfang spricht für die Bedeutung dieser Arbeit.

Der Inhalt dieser Doktorarbeit ist nicht weniger wichtig. Er besteht hauptsächlich in der Vorstellung des Ladino, d.h. seiner Art, seiner Struktur, seines Vokubulars und, als eine Folge davon, seiner Unterschiede zum Jüdisch-Spanischen. Der Verfasser gibt selbst eine Definition der (schlecht oder überhaupt nicht bekannten) Sprache, die den Gegenstand seiner Untersuchungen darstellt: «Das Ladino oder aus sprachlicher Nachbildung entstandene Jüdisch-Spanisch ist das Ergebnis einer wörtlichen Übersetzung hebräischer und liturgischer (hebräischer oder aramäischer) Texte in ein Spanisch, das ins 13., ja bis ins 12. Jahrhundert zurückreicht. Es ist keine gesprochene, sondern eine pädagogische und liturgische Sprache. Es unterscheidet sich wesentlich vom gängigen Jüdisch-Spanisch (*Dschudesmo, Dschudjo, Dschidjo, Espanjol, Espanjoliko* im Orient, *Haketija* in Marokko) durch seine (hebräische und aramäische) Syntax. Es handelt sich irgendwie um ein *als Spanisch verkleidetes Hebräisch (oder Aramäisch).*»

Die Kompetenz H.V. Sephihas auf diesem Gebiet ist unbestreitbar; er ist darüber hinaus ein wahrer Pionier auf dem Felde dieser Studien. Der vorliegenden Arbeit sind ungefähr 350 Artikel und Übersetzungen vorausgegangen, vor allem, im Jahre 1973, eine 624 Seiten umfassende Dissertation (Thèse de 3ème cycle) unter dem Titel: «*Le Ladino (judéo-espagnol calque): Deutéronome, versions de Constantinople (1547) et de Ferrare (1553).* Am Schluss des 1. Bandes wirft der Verfasser nicht nur die Problematik des Ladino, sondern der gesamten jüdisch-spanischen Literatur auf.

Der 2. Band, *Textes et Commentaires,* lehrt den Leser, sich einer *Konkordanz* zu bedienen, die es ihm erlaubt, die gesamten biblischen Texte in Ladino durchzulesen und die ihn in die Lage versetzt, sich leichter ein Bild von den Einflüssen der Exegeten zu machen, an denen sich die Übersetzer möglicherweise inspirieren. Diese Konkordanz umfasst die gesamten bekannten *Biblias ladinas,* die wohl unterschieden werden müssen von den von protestantischen Missionaren in *Dschudermo* verfassten Bibeln. Der Verfasser untersucht einen besonderen liturgischen Text, nämlich die *Haggadah schäl Pessach* in Ladino, von der es dreizehn verschiedene, zwischen 1552 und 1962 veröffentlichte Versionen gibt und analysiert die darin enthaltenen Bibelzitate. Dann geht er zu anderen Texten in Ladino über, biblischen so gut wie ausserbiblischen: das *Schem'a,* das *Berikh Schemeh* und die *Pirqei Abot.* Das letzte, den mittelalterlichen spanischen Bibeln gewidmete Kapitel, erlaubt es dem Verfasser, einen neuen Forschungsweg einzuschlagen durch die vergleichenden Untersuchungen aller spanischen Versionen des A.T., seien sie nun jüdischer (in Ladino oder nicht), katholischer oder protestantischer Herkunft. Eine Reihe von Stichproben zeigt tatsächlich, dass die christlichen spanischen Bibeln eine grössere Anzahl von Hebraïsmen — dem Verfasser zufolge aufgrund des Einflusses des Ladino — aufweisen als die Bibeln in anderen Sprachen: Französisch, Deutsch u.s.w.

Bescheidenerweise würde H.V. Sephiha seiner Arbeit gerne den Titel: «Materialien für eine neue Überarbeitung der Problematiken und Programmierungen des Jüdisch-Spanischen» geben, denn er weist den Weg für eine neue Disziplin, die Ladinologie.

M. Petit, Übersetzung K. Hruby

Hans Engelmann, KIRCHE AM ABGRUND. ADOLF STOECKER UND SEINE ANTIJÜDISCHE BEWEGUNG (= Studien zu jüdischem Volk und christlicher Gemeinde, Band 5), Berlin: Selbstverlag Institut Kirche und Judentum 1984, 185 S. 8°.

In 18 Kapitel übersichtlich gegliedert, rekonstruiert Vf., wie er im Untertitel seines Buches angezeigt hat, den Werdegang des Antisemiten A. Stoecker und die Geschichte der von ihm getragenen antijüdischen Bewegung. Weit stärker, als dies in der bislang dieser Problematik gewidmeten Literatur gewöhnlich geschehen ist, beschäftigt sich Vf. dabei mit der Entwicklung des «jungen Stoecker», d.i. der Entwicklung Stoeckers bis zu seinem ersten offenen und öffentlichen antijüdischen Auftritt 1879. Gestützt auf gründliche Quellenstudien, vor allem Stoeckers eigene zahlreiche Zeitschriftenaufsätze darin umfassend berücksichtigend und sorgfältig auswertend, und unter Heranziehung umfangreicher Sekundärliteratur zeigt Vf., wie aus dem Sympathisanten der Judenmission, der Stoecker in seiner Jugend wohl gewesen ist (S.71f), am Ende jener Hofprediger wurde, als der er in die Geschichte eingegangen ist. Stoecker wird dabei durchaus nicht isoliert betrachtet; vielmehr ist Vf. bestrebt, das gesamte antisemitische Umfeld Stoeckers allenthalben in seine Untersuchung einzubeziehen. Insbesondere dem Antijudaismus/Antisemitismus kirchlich-konservativer Kreise gilt Vf.s aufmerksame Betrachtung, als deren Exponent er Stoecker denn am Ende auch versteht. Das Ergebnis der Arbeit ist einigermassen niederschmetternd: Zeigt es doch, dass Stoecker durchaus kein Einzelgänger, weder in seiner theologischen Anschauung noch seiner politischen Haltung, und schon gar kein Aussenseiter war. Vielmehr galten er und seine antijüdische Bewegung als kirchlich durchaus «salonfähig» und durften sich, wenn auch nicht überall aktiver Unterstützung, so doch mindestens weitgehender, auch offen bekundeter Sympathie breiter kirchlicher Kreise, der Hierarchie wie der Basis gleichermassen erfreuen. Jedenfalls deutet nichts darauf hin, dass er und seine Bewegung ernsthaften Widerstand seitens breiterer kirchlicher Kreise, weder im theologischen noch im kirchlich-politischen Sinne, zu fürchten hatten, noch gar erlebten. Nicht einmal die auf ihre Weise judenfreundlich sich verstehenden Vereine für Judenmission erteilten diesem Antisemitismus eine ebenso eindeutige wie einmütige Abfuhr. Dass eine Kirche, in der Stoeckers Antisemitismus eine derartige Breitenwirkung erzielen konnte, einige Jahrzehnte nach ihm in den Abgrund, an den sie mit ihm geraten war, wie Vf. in seinem Buchtitel treffend formuliert hat, hineinstürzen konnte/musste, mag einem am Ende der Lektüre dieser Arbeit geradezu als logische Konsequenz erscheinen.

S. Schreiner

Alexander Scheiber, ESSAYS ON JEWISH FOLKLORE AND COMPARATIVE LITERATURE, Budapest: Akadémiai Kiadò 1985, 396 S. engl./dt./franz. Text + 56 S. hebr. Text, gr. 8°. Ft. 456.—.

Nur hingewiesen werden kann hier auf den Sammelband, den der Autor, der im März 1985 verstorbene, weit über Ungarns Grenzen hinaus bekannte Gelehrte, der über vierzig Jahre lang das Rabbinerseminar in Budapest geleitet hat, noch selber zusammengestellt hat, ohne sein Erscheinen allerdings noch erleben zu dürfen, so dass ihn der Budapester Akademie-Verlag nunmehr als opus posthumum und gleichsam als wissenschaftliches Vermächtnis Scheibers herausgebracht hat. Mehr als 50 kürzere und längere Abhandlungen hat der Autor aus seiner an die 1500 Positionen umfassenden Bibliographie für diesen Sammelband ausgewählt, die bei aller Verschiedenheit der Thematik im einzelnen doch eines miteinander verbindet: sie alle tragen zu dem vom Autor mit Meisterschaft beherrschten Gebiet der vergleichenden Folkloreforschung bei, der sein wissenschaftliches Hauptinteresse galt. Als Leser der Aufsätze ist man immer wieder überrascht, welche Wanderungen einzelne literarische Motive, Bildworte oder Redewendungen durch die Literaturen

der Völker, von der Antike bis in die Gegenwart genommen haben, dabei Wandlungen unterlagen, zuweilen aber auch scheinbar mechanisch, unverändert lautend, kolportiert worden sind. Und man ist beeindruckt von der Belesenheit des Autors, die ihn in der Midraschliteratur, der mittelalterlichen jüdischen und jiddischen Literatur ebenso wie in der griechischen oder lateinischen antiken Literatur und der modernen europäischen und amerikanischen Belletristik, natürlich in Sonderheit der zeitgenössischen ungarischen Literatur zuhause sein lässt. Als pars pro toto seien hier nur die ursprünglich in den Acta Antiqua IX-XXVI (1961-1978) erschienene zwölfteilige Artikelserie «Aggada und klassische antike Literatur» (S. 229-304) sowie die ursprünglich in Fabula VIII-XXV (1966-1984) erschienene dreizehnteilige Artikelserie «Alte Geschichten in neuem Gewande» (S. 307-396) erwähnt, deren letzter Teil Scheibers Beitrag für die Dov-Noy-Festschrift (Jerusalem 1983, S. 103-114) gewesen ist. Im übrigen kann der Band hier nur der Lektüre empfohlen werden. Wer immer an vergleichender Folkloreforschung interessiert ist, wird ihn nicht übersehen dürfen, ihn vielmehr oft zur Hand nehmen und als wahre Fundgrube motivgeschichtlicher Informationen sehr bald zu schätzen wissen.

S. Schreiner

Christian Pross und *Rolf Winau (Hg.),* NICHT MISSHANDELN! DAS KRANKENHAUS MOABIT: 1920-1933. Ein Zentrum jüdischer Ärzte in Berlin 1933-1945 Verfolgung- Widerstand-Zerstörung, Berlin: Edition Hentrich Fröhlich u. Kaufmann 1984 (= Stätten der Geschichte Berlins, Band 5), 283 S. 4°.

Allenthalben ist man in Berlin dabei, sich auf den in zwei Jahren anstehenden 750. Geburstag der Stadt vorzubereiten. Nicht nur die Geschichte der Stadt insgesamt, sondern auch die Geschichte vieler ihrer Institutionen und Gebäude zieht da das Interesse auf sich und wird aufgearbeitet. Da ist es gut, dass im Vorfeld der Jubiläumsfeiern dieses Buch hier erschienen ist, das an die Geschichte des Krankenhauses Moabit erinnert, deren einer Abschnitt alles andere als des Bejubelns würdig ist. Gleichwohl darf sie nicht verdrängt oder gar vergessen werden.

Den Hauptteil des Buches «Das Krankenhaus Moabit 1920 1933 1945» (S. 109-261) hat Chr. Pross (unter Mitarbeit von M. Kütemeyer und U. Schultz) verfasst. Darin gibt er zunächst eine Übersicht über «Die jüdischen Ärzte am Krankenhaus Moabit» (S. 109-179) und ihre Arbeit in den zwanziger Jahren, die dann durch «Die Machtergreifung am Krankenhaus» (S. 180-205) ein jähes Ende fand. Der Perversion ärztlicher Tätigkeit ist das Kapitel «NS-Medizin» (S. 206-226) gewidmet. Das letzte Kapitel dieses Hauptteils gibt Bericht vom «Widerstand im Krankenhaus» (S. 227-261).

Dem Hauptteil vorangestellt sind Aufsätze von W. Wippermann über «Verfolgung und Widerstand der Berliner Juden 1933-1945» (S. 15-29), von W.F. Kümmel über «Die Ausschaltung der jüdischen Ärzte in Deutschland durch den Nationalsozialismus» (S. 30-50), von R. Winau über «Jüdische Ärzte in Berlin» (S. 51-60) sowie von G. Baader über «Die Medizin im Nationalsozialismus, ihre Wurzeln und die erste Periode ihrer Realisierung 1933-1938» (S. 61-108).

Alle Beiträge dieses Buches lassen nicht nur persönliches Engagement ihrer Autoren erkennen, sondern sind ebenso ausführlich wie sorgfältig durch Wort und Bild dokumentiert. Entstanden ist ein Buch, das als Bemühen, ein Stück unseliger (Zeit-) Geschichte aufzuarbeiten, in Konzeption und Durchführung gleichermassen vorbildlich ist.

S. Schreiner

Stefania Kowalska-Glikman (Hg.), DROBNOMIESZCZAŃSTWO XIX I XX WIEKU (Das Kleinbürgertum des 19. und 20. Jahrhunderts), Bd. I, Warszawa: PWN 1984, 323 S. 8° 240,—zł.

Hinter diesem Titel verbirgt sich ein Zyklus von neun, nach chronologischen und wirtschaftsgeographischen Gesichtspunkten gegeneinander abgegrenzten Aufsätzen, in denen die Autoren nach den Worten der Hg. den derzeitigen Stand der Erforschung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des polnischen Kleinbürgertums, dem bekanntlich auch ein beträchtlicher Teil der jüdischen Bevölkerung Polens zugerechnet wird, im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert (bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges) dokumentieren wollen. Von daher enthalten diese Aufsätze, die sämtlich auf umfangreichem, sorgfältig analysiertem Quellenmaterial basieren, zugleich auch wichtige Beiträge zur Geschichte der Wirtschaftstätigkeit der Juden im behandelten Zeitraum, die unbedingte Beachtung verdienen. Dies gilt für die mit der Analyse der sozialökonomischen Verhältnisse der Zwischenkriegszeit, speziell der Jahre 1929-1939, befassten Aufsätze in noch weit stärkerem Masse als für die dem 19. Jahrhundert gewidmeten. Besonders hingewiesen sei hier nur auf die höchst lesenswerte Arbeit von J. Tomaszewski «Der private Handel in Polen in den Jahren 1936-1939» (S. 200-240), in der sich der Autor im Rahmen seines Themas eingehend mit der antisemitischen Propaganda jener Jahre und ihren Verkündern auseinandersetzt, die auch in Polen weithin von dem Vorurteil lebte, dass der jüdische Einfluss in Wirtschaft und Gesellschaft die Ursache aller sozialen und politischen Misere sei.

Die Ergebnisse der einzelnen Untersuchungen sind am Ende des Bandes in französischen (S. 303-312) sowie russischen Resümees (S. 313-322) festgehalten.

S. Schreiner

Eugenio Corsini, L'APOCALYPSE MAINTENANT. Paris, Seuil, 1984, 350 S.

Das Vorwort von Xavier Léon-Dufour legt die wesentlichen Elemente einer Lektüre der Apokalypse dar, wie sie E. Corsini — Professor für altchristliche und griechische Literatur an der Universität Turin — im Gegensatz zu den traditionellen Thesen, denen zufolge die Apokalypse die Wiederkunft Christi am Ende der Zeiten ankündigt, in Vorschlag bringt. X. Léon-Dufour spricht auch den Verfasser vom Verdacht des Antisemitismus frei, der durch manche Identifizierungen wachgerufen wird (Israel = das Tier der Erde; die Synagoge = die Hure; Babylon = das himmlische Jerusalem).

Die vom Verfasser des Vorworts gut hervorgehobene Hypothese Corsinis ist folgende: Johannes kündigt (durch den Menschensohn) das Ende einer Zeit an, deren Geschichte er erzählt; die neue Zeit beginnt mit dem Osterereignis: das himmlische Jerusalem ist unsere Zeit. Das führt dazu, «die klassischen Fragen hinsichtlich des Verfasser, der Zeit der Abfassung, der Einheit des Buches, seines Verhältnisses zum Rest des Neuen Testaments und ganz besonders zu den johannäischen Schriften u.s.w.» neuerdings zu überprüfen (S. 24). Wenn die Hypothese des Verfassers begründet ist, so sind die beiden ersten Fragen ohne Bedeutung für die Lektüre der Apokalypse. Was den «Genre» des Buches anbetrifft, so muss gesagt werden, dass, wenn Johannes sein Buch als eine Prophezeiung betrachtet (1,3 u.s.w.) und sich selbst als einen Propheten (19, 10) so tut er es in der Perspektive dessen, der geeignet ist, eine göttliche Offenbarung zu empfangen und weiterzugeben, und nicht als jemand, der eine Zukunftsoffenbarung bringt. Was die apokalyptischen Prophezeiungen des messianischen Typus angeht, als welche sie allgemein angesehen wird, so

fragt der Verfasser, warum sie Johannes dann einem *zweiten* Kommen Christi zuschreibt, wo Jesus doch schon gekommen ist und die Prophezeiungen hinsichtlich des Kommens des Messias erfüllt hat.

Bevor er zu einer gestrafften Analyse der Apokalypse zur Rechtfertigung seiner Art, sie zu lesen, übergeht, gibt der Verfasser seine Hypothese über die wahre Struktur des Dokuments bekannt, d.h. über die Entwicklung der jeweils in Siebenzahl angeführten Dinge: Briefe (1,9 - 3,22), Siegel (4,1 - 8,1), Posaunen (8,2 - 11,19) und Schalen (12,1 - 22,5); diese vier Septenarien werden durch einen Prolog eingeleitet (1,1 - 8) und schliessen mit einem Epilog (22,6 - 21). Von dieser Einteilung ausgehend rechtfertigt der Verfasser seine Meinung: die Apokalypse ist eine Lektüre des Alten Testaments im Lichte des Osterereignisses; die Erlöserfunktion Christi ist beendet; die Zukunft des Menschen liegt in seinen eigenen Händen; an ihm ist es jetzt, die «Offenbarung» Jesu Christi zu leben.

Die Analyse Eugenio Corsinis stützt sich somit auf eine gradlinige Analyse des Textes im Lichte des messianischen Schicksals Jesu als Zeitgenossen des Anfangs und des Endes der Welt, der die Geschichte des Alten Testaments abschliesst und die Geschichte des neuen Menschen beginnt.

Hervorzuheben ist die ausgezeichnete französische Übersetzung von Frau Renzo Arrighi.

M. Petit, Übersetzung: K. Hruby

Eugeniusz Fafara, GEHENNA LUDNÓSCI ŻIDOWSKIEJ (Es was die Hölle für die jüdische Bevölkerung). Mit einem Geleitwort von Maria Kuncewiczowa, Warszawa: Ludowa Spółdzielnia Wydawnicza 1983, 671 S., 8° 250, — zł.

Mit seinem Buch möchte Vf., sofern das überhaupt möglich ist, von der Leidensgeschichte der Juden im Bezirk Kielce, vor allem in den Städtchen und Dörfern der Heiligkreuzberge, während der Jahre der Okkupation 1939-45 umfassenden Bericht geben. Zu diesem Zweck hat er viele Jahre lang mündliche und schriftliche Zeugenaussagen gesammelt (die Namen und Wohnorte der Zeugen sind auf den Seiten 631-636 nachzulesen) und Akten in verschiedenen Archiven (die jeweiligen Fundorte hat Vf. in den Anmerkungen genau angegeben) studiert und exzerpiert. Aus dem auf diese Weise zusammengetragenen Dokumentenmaterial hat Vf. sein hier anzuzeigendes umfangreiches Buch zusammengestellt.

Im Teil I, der unter die — auch im Original — deutschprachige Überschrift (!) «Das ist keine Übersiedlung, das ist eine Ausrottung» (S. 11-318) gestellt ist, unternimmt es Vf., anhand der Zeugenaussagen und Archivmaterialien den Gang der Ereignisse vom Beginn der Verfolgungen der Juden, wie sie schon gleich nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf Polen im Herbst 1939 einsetzten, über ihre zwangsweise Ghettoisierung bis hin zu ihrer Deportation und Ermordung unzähliger von ihnen in den Vernichtungslagern nachzuzeichnen. Teil II «Unter Einsatz des eigenen Lebens bewahrten sie uns vorm Tod» (S. 319-546) berichtet von mancherlei Hilfeleistungen zugunsten der Verfolgten und geglückten Rettungsaktionen, während Teil III «Damit es niemals wieder zu solchen grausamen Verbrechen kommt...» (S. 547-628) eine «Bilanz des Schreckens» versucht. Ein auch Decknamen und Pseudonyme umfassendes Personen-(S. 637-660) und ein Ortsnamenregister (S. 661-670) schliessen das Buch ab. Vorgelegt hat Vf. damit eine Dokumentation, die ebenso Beachtung verdient, da sie einem bisher nur ungenügend aufgearbeiteten Kapitel aus der Geschichte des Holocaust gewidmet ist, wie sie dem Leser nahegeht, da es immer wieder Einzelschicksale sind, die im Mittelpunkt des Berichtes stehen und dem Geschehenen gleichsam Namen und Gesicht geben.

S. Schreiner

Martin Gilbert, AUSCHWITZ UND DIE ALLIIERTEN, Verlag C.H. Beck, München 1982, 482 S. 58.00 DM.

Das grauenfafte Geschehen der systematischen und kaltblütigen Judenvernichtung in den im Osten Europas gelegenen Lagern wird hier unter dem Aspekt beschrieben, ob und in welchem Umfang die Alliierten diesem scheusslichen Geschehen Einhalt gebieten wollten oder konnten.

Die Ausrottung der Juden ging in diesen Lagern unter strenger Geheimhaltung vor sich (29). Schon im Jahre 1942 war bekannt, dass die Zahl der ermordeten Juden in die Millionen ging (34), und Nahum Goldmann schätzte zur gleichen Zeit die Situation realistisch ein, als er den Umfang der umgebrachten Juden nach dem Kriege auf 6 Millionen bezifferte (44); diese Zahl wurde im Blick auf die schon vollbrachten Ermordungen zum ersten Mal am 11.6.1944 genannt. (267). In den Kreisen der Alliierten wollte man solchen jedes Fassungsvermögen übersteigenden Greueltaten zunächst keinen Glauben schenken, obwohl schon früh (November 1942) an der Wahrheit der Berichte kein Zweifel bestehen konnte (101). In England redete man von einem Mangel an eindeutigen Beweisen, und meinte in einem bestimmten Fall, «beunruhigend sei die offenkundige Bereitschaft, mit der der neue Kolonialminister die Rührgeschichten (!) der Jewish Agency für bare Münze nimmt» (114). Oder was soll man dazu sagen, wenn Nachrichten aus dieser Hölle damit abgetan werden, «die Juden hätten zu dick aufgetragen» (115). Rudolf Vrbás Augenzeugenbericht, der aus Auschwitz hatte fliehen können, wurde als «gewohnte jüdische Übertreibung» (341) abgewertet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass dabei auch Eingenommenheit gegen die Juden im Spiel war (157).

Von jüdischer Seite wurde immer wieder versucht, die verriegelte Türe nach Palästina durch Aufhebung der Einwanderungsbeschränkungen aufzustossen. Aussenminister Eden blieb unbeugsam, wie sein Privatsekretär am 25.4.1943 notierte: «Eden ist in der Palästinafrage nicht umzustimmen. Er liebt die Araber und hasst die Juden» (155). Von daher rührte wohl auch der Widerstand des Aussenamts, das Deutschland verdächtigte, «den Nahen Osten mit Juden zu überfluten, um uns in Verlegenheit zu bringen». (264; vgl. 270; 340). Man hatte ganz auf die arabische Karte gesetzt, und war der Meinung, die Araber würden sich gegen einen jüdischen Staat erheben (258). Welche feindselige Stimmung innerhalb des Aussenamts gegen die Juden herrschte, zeigte sich in der bösen Bemerkung eines Beamten (7.9.1944): «Meiner Meinung nach wird hier im Amt unverhältnismässig viel Zeit für die Beschäftigung mit diesen jammernden (!) Juden vergeudet» (367). Da half es nicht weiter, als Churchill richtig bemerkte:

«Die Araber haben in diesem Krieg nichts für uns getan» (203), oder dass er sich ausdrücklich von dem fatalen Weissbuch als «Betrug und Schwindel» (209) distanzierte. Auch zwei eindringliche Appelle zweier Frauen stiessen auf taube Ohren. Blanche Dugdale beschwor am 11.XII. 1942 im «Spectator» ihre Leser: «Wer denen, die von Mördern gehetzt werden, seine Türe nicht öffnet, macht sich mitschuldig an den Verbrechen» (118), und in einer Parlamentsdebatte in London sprach Eleanor Rathbone die nachdenklichen Worte: «Wir sind verantwortlich, wenn nur ein einziger Mensch..., den wir hätten retten können und müssen, zugrundegeht» (163).

Hat aber die Kirche nicht zum Alarm geblasen? Hier war offenbar Zurückhaltung die erste Christenpflicht, vor allem, was den Vatikan anlangte. Man war überzeugt, dass «ein Wort aus dem Munde des Papstes für die Slowakei genügt hätte» (37), um dort den Deportationen der Juden ein Ende zu bereiten. Pius XII war über das grausige Geschehen informiert (80), der Vatikan legte aber keine konkreten Vorschläge vor (81). Auch kam der britische Botschafter beim Vatikan nicht mit seiner Bitte durch, dass der Papst sich doch öffentlich gegen dieses Morden erklären solle (121). Man bedauerte zwar dieses Geschehen zutiefst, erklärte aber dem ebenfalls vorstellig gewordenen Abgesandten des amerikani-

schen Präsidenten Roosevelt, «man sei nicht in der Lage, alliierte Berichte über die Zahl der ausgerotteten Juden usw. zu verifizieren». Der Erzbischof von Canterbury unterbreitete einen konketen Plan zur Rettung (148), und der Bischof von Chichester fragte am 18. Mai 1943 in der «Times» zu Recht: «Können wir uns schuldlos wähnen, wenn wir, in deren Macht es steht, etwas zur Rettung der Opfer zu unternehmen, es verabsäumen, das Notwendige zu tun und es schnell zu tun»? (161) Leider blieb auch dieses mutige und klare Wort ohne Konsequenzen.

Ein besonders dichter Schleier der Unkenntnis lag lange Zeit über dem Geschehen in dem Hauptvernichtungslager Auschwitz, das später zum Symbol dieser Massenvernichtung geworden ist. Bei allen Hinweisen auf Vernichtungslager 61; 80; 93; 98; 106; 122; 143; 152; 153; 183; 203) wird Auschwitz nie genannt. Erst am 25. Juni 1944 (272) wird bekannt, das «der seither unbekannte Ort im Osten» — Auschwitz ist (275). Die mögliche Bombardierung dieses Vernichtungslagers (244; 300; 319; 327; 328; 356; 360) wird gefordert (288; 289; 291; 296), und auch die der nach Auschwitz führenden Bahn, um die Transporte aus Ungarn nach Auschwitz zu blockieren (251; 255; 259; 320). Sie unterbleibt, «weil nach General Dill die Engländer sich ihre Bomber für militärische Ziele aufsparen mussten» (377). So wird diese letzte Chance zur Rettung von noch lebenden Juden vertan. Erst in dem Augenblick (8.XI.1944) tritt man einer Bombardierung näher (384), als dieses Vernichtungslager schon fast seinen grausigen «Betrieb» eingestellt hatte. Am 25.XI.1944 beginnt man damit, auf Befehl Himmlers die Gaskammern und die Krematorien abzubrechen (388), und am 27. Januar 1945 rückt dort die Rote Armee ein (394). Eines wird aus dem erschütternden Ablauf, den deutlichen Erklärungen, den dringenden Appellen, den in Gang gesetzten Abschwächungen und der im ganzen schrecklichen Tatenlosigkeit der Alliierten deutlich — eine lautlose Kapitulation vor dem Schrecklichen. Der kanadische Abgeordnete hat dies im Parlament hervorgehoben: «Wir können nur Retter oder Komplizen sein» (348).

Vfr gibt über dieses Ineinandergehen von Schuld und Schande, von Beherztheit und Versagen, von mutigem Rettungswillen und feigem Schielen nach den Machtverhältnissen ein eindringliches Resumé: «Vor allem jedoch ist die Geschichte, die in diesem Buche erzählt wird, eine Geschichte vieler Versäumnisse und zweier Erfolge. Die Versäumnisse lagen auf der Seite der Alliierten, und zwar gleichermassen aller Alliierten: Mangel an Vorstellungsvermögen, Mangel an Reaktion, Mangel an nachrichtendienstlicher Aufklärung, an Fähigkeit, das bereits Bekannte zu einem Gesamtbild zusammenzufügen und Schlüsse daraus zu ziehen, Mangel an Koordination, an Initiative, und zuweilen auch an Solidarität mit den Verfolgten und Ermordeten. Die Erfolge lagen anderswo, bei den Nazis: Sie erreichten ihre Ziele, einmal durch die Massenvernichtungen an sich, des weitern durch eine Anzahl gespenstischer Täuschungsmanöver, die dafür sorgten, dass der Massenmord über mehr als drei Jahre hinweg in gigantischem Masstab und fast ohne Unterbrechung fortgeführt werden konnte» (400). Man kann für diese anschauliche, ins Einzelne gehende und gut dokumentierte Darstellung nicht dankbar genug sein. Wer sich irgendwie mit der grausigen Judenvernichtung, mit der Schoa, befassen will und muss — in der Fortbildung und im Unterricht im weistesten Sinn — kann an diesem bewegenden und gediegenen Buch nicht vorbeigehen.

R. Pfisterer

Franz Rosenzweig, DAS BÜCHLEIN VOM GESUNDEN UND KRANKEN MENSCHENVERSTAND, hrsg. u. eingel. von Nahum Norbert Glatzer, Königstein/Ts.: Jüdischer Verlag, Athenäum 1984, 128 S. 8°. DM 28,-.

Nach dem Sammelband «Die Schrift» (vgl. Judaica 41 (1985), S. 184f) hat der Jüdische Verlag mit dem hier anzuzeigenden «Büchlein vom gesunden und kranken Menschenverstand» ein weiteres wichtiges Werk aus Rosenzweigs Feder neu zugänglich gemacht, für das ihm viele dankbar sein werden. Hervorgegangen aus Vorlesungen und Seminaren, die Rosenzweig von Januar bis März 1921 am Freien Jüdischen Lehrhaus in Frankfurt/M. gehalten hatte, um in kritischer Auseinandersetzung mit der Philosophie des deutschen Idealismus von Kant bis Hegel sein «Neues Denken» darzulegen, hatte Rosenzweig sein «Büchlein» im Juli 1921 niedergeschrieben, ohne sich hernach jedoch entschliessen zu können, es zum Druck zu geben, so dass es erst lange nach seinem Tode von N.N.Glatzer 1953 zunächst in einer englischen Übersetzung und 1964 schliesslich in seiner Originalfassung herausgegeben worden ist. (Die vorliegende Neuausgabe ist ein Neudruck der Ausgabe von 1964.)

Wichtig ist dieses «Büchlein» in zweierlei Hinsicht: Wichtig ist es zunächst einmal seinem Inhalte nach. Rosenzweig konzipierte es als Darlegung seiner «Anschauungen in gemeinverständlicher Form» und damit als Einführung in seinen einige Jahre zuvor erschienenen «Stern der Erlösung». Als solches ist es zugleich fassliche Darstellung seines Neuen Denkens, welches der «gesunde, d.h. unbefangene, keine vorgefassten Begriffe benützende und sich auf keine vorbestimmten Ziele zubewegende Menschenverstand» zuwege bringt, indem er die «Dreiheit der Elemente der Wirklichkeit», die Dreiheit von Gott, Welt und Mensch, zum Ausgangspunkt aller seiner Bemühungen nimmt, und zwar in einer Weise, von der M. Buber sagte, er rede «nicht über Anschauungen über Gott, Mensch und Welt, sondern über Gott, Mensch und Welt, ja man möchte auch noch dieses 'über' loswerden und sagen, er rede zwischen ihnen — wie ein Dolmetsch redet».

Mindestens ebenso wichtig ist Rosenzweigs «Büchlein» aber auch noch in einem weiteren Sinne, auf den N.N. Glatzer in seiner vorzüglichen Einleitung zur Ausgabe (S.9-23) nachdrücklich hingewiesen hat; ja Glatzer versteht die Veröffentlichung dieses «Büchleins» geradezu «in einem sehr bestimmten Sinne, als ein Teil von Franz Rosenzweigs Biographie». Ist es doch die letzte Abhandlung, die Rosenzweig als gesunder Mensch geschrieben hat. Und Glatzer fragt, ist es «Zufall oder Vorahnung», wenn Rosenzweig darin den Repräsentanten des kranken Menschenverstandes, den «Anhänger der alten, spekulativen, begriffsgebundenen philosophischen Systeme» als einen «der Lähmung verfallenen Patienten», dem durch das Neue Denken Heilung zuteil wird, behandelt — wenige Monate bevor der Autor dieser Gedanken erste Symptome einer Lähmung des Bewegungs- und Sprachvermögens an sich selber wahrnimmt?! Nur zustimmen kann man da Glatzer, wenn er dieses «Büchlein» als «die Aussage eines Menschen am Scheideweg» bestimmt, das als eine solche gewürdigt werden will.

S. Schreiner